

Wie «edel» ist der «Wilde»? Zur Friedfertigkeit nordamerikanischer Indianer*

Peter R. GERBER

Zusammenfassung

Angesichts der vielen Kriege in der Welt werden oft in andern Kulturen neue Formen der Konfliktbewältigung gesucht. Der Artikel zeigt anhand dreier Beispiele, dass sich auch «der Indianer» kaum als Vorbild eignet, wie man Konflikte friedlich lösen könnte. Sowohl sesshafte Wildbeuter mit Überschuss-Ökonomie wie die Tlingit als auch die Gartenbau-Gemeinschaft der «friedlichen» Hopi wiesen eine hierarchisierte Sozialordnung auf, die zum Export interner Spannungen und somit zu Kriegen neigten. Einzig die kleinen halbnomadischen Wildbeuter wie die Westlichen Shoshone hatten eine egalitäre Sozialordnung, die zwar nicht frei von tödlichen Konflikten war; sie kannten aber keine Kriege.

Einleitung

Seit dem Ende des 2. Weltkrieges durften wir uns für 45 Jahren des Friedens erfreuen. Kriege haben in dieser Periode ausserhalb Europas stattgefunden. Doch kaum war der «kalte Krieg», wie diese Friedenszeit auch genannt wird, zu Ende, brachen blutige, kriegerische Konflikte auf dem Balkan aus, die wir ihrer Grausamkeit und ihres Anachronismus wegen am liebsten ignorieren woll(t)en. Erneut müssen wir uns der Aggressivität des Menschen stellen und überlegen, wie Konflikte friedlich gelöst werden könnten.

Auf der Suche nach Antworten führt der Weg offensichtlich nicht an der Ethnologie vorbei, vor allem wenn wir nach Vorbildern suchen, die uns helfen könnten, Konflikte zu vermeiden oder zumindest zu begrenzen. Auch der Amerikanist wird gefragt, ob sich im indianischen Nord-Amerika vorbildliche Kulturen mit sozialen und politischen Strukturen finden lassen, die ein friedliches Miteinander der Menschen fördern, die ohne Prestigedenken und Machtstreben funktionieren, also keine Ausbeutung des Menschen durch den Menschen kennen. Ein solches (Wunsch-)Bild des «harmonischen, friedlichen Indianers» sahen viele Leute in den 1980er Jahren im Volk der Hopi¹. Aber warum gerade die Hopi? Nur wegen des Namens, die «Friedlichen»? Warum nicht die Apache, die Lakota, die Cherokee, die Kwakiutl oder ein anderes Volk? Sind sie nicht alle wie die Hopi Indianer und deshalb per definitionem friedlich? Haben sie nicht einfach nur ihr Land verteidigt, wenn sie auf dem Kriegspfad waren? Wie die Hopi, als sie 1680 zusammen mit andern Pueblo-Völkern die Spanier vertrieben?

Vorerst ist einmal mehr klarzustellen: Auf dem nord-amerikanischen Kontinent existierten unzählige Völker mit unterschiedlichsten Lebensformen und Sprachen. Allein die Linguisten haben nördlich des Rio Grande 221 verschiedene Sprachen registriert. In der Nord-Amerikanistik wird diese Vielfalt der indianischen Kulturen in 10 sogenannte Kulturareale unterteilt. In einem Kulturareal sind geographisch benachbarte Völker oder Gemeinschaften zusammengefasst, die sich in gleicher oder ähnlicher Weise an die vorhandene natürliche Umwelt angepasst haben und die ähnliche Kulturmerkmale teilen, sei es in der materiellen Kulturausrüstung, in der sozialen Ordnung oder in der Religion².

Von sämtlichen historischen indianischen Gesellschaftsformen kommt nur diejenige der Wildbeuter im arktischen und im subarktischen Kulturareal, im Grossen Becken und in Südkalifornien dem Bild des friedlichen Indianers am nächsten, da Wildbeuter relativ egalitäre Gemeinschaften bildeten. Wir finden jedoch in Nord-Amerika nicht nur Jäger und Sammlerinnen, sondern auch Fischer und Bäuerinnen. Die Grösse der Einheiten, der man angehörte, variierte von erweiterten Familien bis zum Königreich (Natchez), also zwischen Gruppen von einer Handvoll Angehöriger und Nationen von mehreren tausend Mitgliedern.

Mit andern Worten, es gab relativ egalitäre Gemeinschaften sowie klar autoritäre Staatshierarchien. Friedliche Nachbarschaftsbeziehungen wurden genauso gepflegt wie kriegerische Auseinandersetzungen um Territorien für Jagd, Fischfang oder Landwirtschaft. Neben den möglicherweise friedlichen Hopi musste es auch andere, weniger friedliche Indianer geben. Anhand dreier ethnographischer Beispiele werde ich im folgenden aufzeigen, inwieweit wir im indianischen Nord-Amerika Vorbilder für ein friedliches Miteinander finden können.

* Dieser Beitrag ist eine gekürzte und überarbeitete Version des Vortrags «Wie «edel» ist der «Wilde»? Ethnologische Betrachtungen zur Friedfertigkeit indianischer Menschen», am 1. Mai 1995 gehalten im Rahmen der Ringvorlesung «Die Unfähigkeit, Frieden zu wahren», organisiert von der Volkshochschule des Kantons Zürich.

¹ Die mehrheitlich populärwissenschaftliche Literatur über die «friedlichen Hopi» hat seit den 1980er Jahren Konjunktur, zumal die Hopi selbst sich mit diversen Botschaften zu Wort meldeten; vgl. u.a. BUSCHENREITER (1983).

² Vgl. u.a. STURTEVANT (1978ff.) und WALDMAN (1985).

Die Neue (Westliche Shoshone)

Sehen wir uns nun eine anscheinend egalitäre Gemeinschaft etwas näher an; finden wir vielleicht in der egalitären Gesellschaftsordnung die Voraussetzung für friedliches Verhalten? Unser Beispiel ist das Volk der Westlichen Shoshone, die sich selbst mit dem Wort «Neue» bezeichnen, was Menschen bedeutet³. Ihr Lebensraum reichte vom trockenen Death Valley über das gebirgige zentrale Hochland von Nevada bis in den Nordwesten Utahs, umfasste also ein eher arides Territorium.

Die soziale Grundeinheit der Neue war eine Gruppe von Familien, die durch Heirat miteinander verbunden waren und in einem relativ kleinen Gebiet lebten. Zwischen Frühling und Herbst führte diese Gruppe eine nomadische Lebensweise, als Gemeinschaft oder aufgesplittert in kleinere Einheiten; eine solche Einheit konnte aus mehreren Familien zusammengesetzt sein oder bestand aus einer Grossfamilie (extended family) respektive einer Kleinfamilie. Es herrschte strikte Arbeitsteilung: der Mann ging auf Jagd, die Frau sammelte Nahrungspflanzen, insbesondere die Nüsse des Piñon-Baumes, einer Kiefernart. Manchmal schlossen sich Familien zusammen, um gemeinsam Kaninchen oder Gabelbock-Antilopen zu jagen. Einer der Männer fungierte zeitweise als Jagdanführer. Seine, allerdings begrenzte, Macht wurde durch seine Erfahrung und Erfolge als Jäger legitimiert. Wenn sich die Familien nach der kollektiven Jagd wieder trennten, endete diese Führungsposition.

Die durch Heirat verbundenen Familien kamen im Winter zusammen und lebten in sogenannten Winterdörfern. Dieser Zusammenschluss war nicht strikte geregelt, das heisst, er konnte variieren. Manchmal war eine an sich zugehörige Familie nicht dabei, manchmal kam eine andere Familie aus einem anderen Winterdorf dazu, sofern sie durch eine Heiratsverbindung verwandt war. Diese Familiengemeinschaften waren umso stabiler, je stabiler die Nahrungsversorgung war: soziale Flexibilität war angesichts der prekären Umweltsituation gefordert. Ein Dorfvorsteher, ähnlich dem Jagdanführer, hatte nur sehr beschränkte Autorität.

Mehrere solcher Winterdörfer bildeten eine Einheit, die jedoch keine übergreifende politische Struktur entwickelte; man fühlte sich lediglich zu ihr zugehörig. Diese Regionalgruppen wurden nach Örtlichkeiten oder nach dem lokal vorherrschenden Nahrungsmittel benannt, zum Beispiel die Leute vom «Frühlingstal», oder die «Piñonnuss-Esser». Im 19. Jahrhundert zählte man 41 solcher Regionalgruppen.

Der Lebensraum war wie erwähnt karg, die Versorgung mit pflanzlicher und tierischer Nahrung war wegen der unterschiedlichen Regen- und Dürreperioden schwankend. Die Kenntnis der Neue von Flora und Fauna sowie der Geographie ihres Lebensraumes war jedoch hervorragend. Sie kannten mehr als 350 verschiedene Pflanzen, 70 Säugetier- und 73 Vogelarten, 48 Fischarten sowie 19 verschiedene Reptilien, Amphibien und Insekten, die zur Nahrungszubereitung und für andere Nutzungen verwendet wurden. Pflanzliche Nahrung bildete den Hauptteil der Diät, die Jagd lieferte den kleineren Anteil.

In guten Zeiten teilte man die Überschüsse und, wenn Hunger drohte, das Wenige, das man hatte.

Doch werfen wir einen etwas näheren Blick auf das Zusammenleben: Die Familie bestand meist aus drei Generationen, wobei die Grosseltern die Enkelkinder hüteten. Brüder einer Familie heirateten oft Schwestern einer andern Familie, oder ein Bruder und seine Schwester heirateten die Schwester beziehungsweise deren Bruder aus einer andern Familie. Die Familienbande waren so eng, dass Polygamie in Form von Sororat und Levirat verbreitet war. Das heisst, ein guter Jäger konnte mehrere Frauen heiraten, vorzugsweise Schwestern, wobei die älteste zuerst geheiratet wurde. Die Neue sagten, in einer Vielehe würden sich Schwestern weniger streiten als Frauen, die aus verschiedenen Familien stammen.

Starb ein Mann, so wurde in der Regel die Witwe nach einem Trauerjahr von ihrem Schwager, dem Bruder ihres verstorbenen Mannes, geheiratet, in diesem Fall meist als Zweitfrau (Levirat).

Neben diesen fürsorglichen Heiratsmustern gab es auch die Scheidung, die recht verbreitet war. Vermutlich verursachten die ökonomischen Schwankungen häufig innerfamiliäre Spannungen. Die relativ egalitären Beziehungen innerhalb der Familie, in der die Frau erst noch den grösseren Anteil an Nahrung beisteuerte, erleichterte die Trennung. Eine Wildbeutekultur kann in karger Umwelt nur überleben, wenn die Kooperation in einer Familie funktioniert. In dieses Muster passt, dass auch mehrfache Wiederverheiratungen vorkamen.

Gelegentlich entführte ein Mann eine Frau, gleichgültig, ob sie verheiratet war oder nicht. Dies hatte meist einen Streit mit ihren Angehörigen beziehungsweise mit ihrem Mann zur Folge. Waffen waren zwar unbekannt und die Tötung des Entführers war selten beabsichtigt. Manchmal jedoch konnte dies nicht vermieden werden, vor allem wenn es sich um einen Fremden handelte, der ein Mädchen zu entführen drohte.

Ebenso gab es ökologisch bedingte Tötungsformen: Obwohl die Geburt eines Kindes als der gefeiertste Anlass im Zeremonialkalender der Neue galt, so wurden trotzdem unerwünschte Neugeborene, und im äusserst trockenen Westen auch Zwillinge, gleich nach der Geburt getötet. In Hungerzeiten, das heisst im Spätwinter, wurden alte und gebrechliche Leute mit wenig Nahrung verlassen und dem Hungertod ausgeliefert. Im weiteren wurde nicht selten ein Schamane getötet, wenn dieser die Heilung eines Kranken verweigerte. Bei den Neue gab es hingegen keine Kriege, zumindest nicht in präkolumbischer Zeit; sie hatten kein Territorium zu verteidigen, da ihr unwirtlicher Lebensraum für andere Ethnien nicht attraktiv war.

Die wenigen Angaben, die ich über das Sozialverhalten der Neue skizziert habe, deuten daraufhin, dass auch diese Menschen neben Liebe, Freude und Zuneigung auch Hass, Wut und Streit auslebten.

³ Ich folge bei der Beschreibung der Neue u.a. HÜBEL (1995) und David H. THOMAS *et al.* «Western Shoshone», in: D'AZEVEDO (1986: 32-283).

Die Tlingit

Das folgende Beispiel⁴ führt uns in das Kulturareal der Nordwestküste; gemeint ist das Küstengebiet von der Yakutat Bay in Südost-Alaska bis hinunter zum Columbia-River, dem Grenzfluss zwischen den Bundesstaaten Washington und Oregon. Der Kuroshio, ein warmer Pazifik-Strom, vergleichbar dem atlantischen Golfstrom, verursacht ein mildes, ozeanisches Regenklima. Die Küste ist geprägt von zahlreichen Inseln, Buchten und Fjorden. Grosse Fischschwärme, vor allem Lachse, und zahlreiche Seesäuger in den Küstengewässern und Flüssen sowie eine reichhaltige Fauna und Flora auf dem Land bildeten günstige Voraussetzungen für eine wirtschaftlich gesicherte Existenz.

Von Norden nach Süden sind sieben Völker zu erwähnen: die Tlingit, die Tsimshian, die Haida, die Bella Coola, die Kwakiutl, die Nootka und die Coast-Salish. Unter «Volk» wird hier nicht eine politische Einheit, sondern ein geographisches Gebiet verstanden, in dem Gemeinschaften verschiedene Sprachen der gleichen Sprachfamilie sprechen.

Vor der Ankunft der ersten Europäer im 18. Jahrhundert dürften in diesem Kulturareal nach neuesten Erkenntnissen insgesamt mehr als 120'000 Menschen gelebt haben. Im Vergleich wird für das gesamte Kulturareal des Grossen Beckens eine präkolumbische Bevölkerung von 40'000 geschätzt, davon circa 2'000 Newe.

Von den Nordwestküsten-Völkern sind bei uns vornehmlich ihre grossartigen Kunstwerke bekannt, die Totempfähle und Zeremonialmasken. Dass ein solch erstaunliches Kunstschaffen mit eigentlichen Berufskünstlern entstehen konnte, hat mit einer besonderen Sozialordnung zu tun. Die Nordwestküsten-Indianer waren stark hierarchisch organisiert: Es gab eine Klasse von Adligen, eine Klasse von Gemeinen, und es gab Sklaven.

In meinen Ausführungen über das Nordwestküsten-Areal kann ich nicht auf alle Varianten der äusserst komplexen Sozialstruktur der verschiedenen Völker eingehen; ich beschränke mich hier auf die Tlingit. Die Tlingit waren in 16 autonome Regionalgemeinschaften unterteilt. Die Regionalgemeinschaft zentrierte sich im Winter in einer grösseren Siedlung, die aus mehreren Grosshäusern bestand. Darin wohnten bis zu sechs Kernfamilien und zusätzlich einige unverheiratete Erwachsene und Sklaven, zusammen bis zu 50 Personen. Die Kernfamilien innerhalb des Grosshauses waren alle über die Mutterlinie miteinander verwandt. Während der Fischfangsaison wohnte diese Grossfamilie (= Matri-Lineage) von andern entfernt in der Nähe ihrer eigenen Fisch- und Jagdgründe.

Das einzelne Individuum, ob Mann oder Frau, orientierte sich aber nicht allein an seiner Lineage. Eine Lineage bildete zusammen mit anderen Lineages einen Matri-Klan. Im gesamten Tlingit-Territorium existierten ursprünglich 74 Klane, die wiederum je einer sogenannten Hälfte zugeordnet waren, der Rabe-Hälfte oder der Wolf-Hälfte. Die Rabe-Hälfte umfasste 38 Klane, die Wolf-Hälfte 36. In einem Winterdorf gab es mindestens je einen Klan aus der Rabe- respektive Wolf-Hälfte. Eine Hälfte formierte

jedoch keine zusammenlebende Einheit, sondern bedeutete für jedes Individuum eine soziale und zeremonielle Identifikation: Man war ein Rabe oder ein Wolf. Die wichtigste Regel aus dieser Zugehörigkeit bezog sich auf die Heirat: der Heiratspartner musste aus der andern Hälfte stammen.

Die Zuordnung zu einer Hälfte und die Mitgliedschaft in einer Lineage und in einem Klan sagen noch nichts über die erwähnte Klassengesellschaft aus. In einer Lineage hatte jede Person ihre genau definierte Position mit entsprechenden Pflichten und Rechten. Die Position war vor allem durch die verwandtschaftliche Nähe oder Ferne zum Lineage-Chef bestimmt. Wenn die Lineages im Winterdorf zusammen kamen, waren sie ebenfalls zueinander hierarchisch geordnet, was auch für die Rangpositionen der einzelnen Chefs galt. Der Chef der ranghöchsten Lineage war gleichzeitig Klan-Chef, und derjenige des höchstrangigen Klans war Dorf-Chef.

Die Position eines Lineage- oder Klan-Chefs war erblich und wurde in der Chef-Familie eifersüchtig gehütet. Der Klan-Chef verwaltete die Fischgründe und war für das wirtschaftliche Überleben seiner Leute verantwortlich. Sein ganzes Streben diente der Sicherung und Vermehrung der Besitztümer und Rechte, sei es durch günstige Heiraten, sei es durch kriegerische Eroberungen neuer Territorien. So konnte es vorkommen, dass sich ein hochrangiger Klan-Chef zwecks Schaffung von Allianzen mit einer hochrangigen Klan-Frau aus einem andern Dorf verband. Manchmal leistete sich ein Chef mehrere Frauen, um seinen hohen Rang und Reichtum hervorzuheben. Bei jeder Heirat hatte er dem zukünftigen Schwiegervater ansehnliche Brautgeschenke zu übergeben, die dieser im Verlaufe der Zeit zurückzahlte, um seinerseits den hohen Rang seiner Tochter zu unterstreichen.

Die mit einem Rang verbundenen Rechte und Privilegien waren sehr verschieden. Neben dem Recht auf bestimmte Fischgründe und Sammelpätze, die als Besitz eines Chefs galten, konnte ein Privileg den Wert von Gütern bestimmen oder die Erlaubnis erteilen, einen speziellen Tanz vorzuführen, einen gewissen Namen oder eine bestimmte Maske zu tragen. Die Werte dieser Privilegien waren ebenfalls untereinander rangiert, und auch die Anzahl der Privilegien spielte eine Rolle; wer ein Privileg oder mehrere besass, war ein Adliger, wer keines oder ein völlig unwichtiges besass, war ein Gemeiner. Während die Adligen deutlich in Ränge gestuft waren, war die Hierarchie unter den Gemeinen weniger auffällig.

Wie schon erwähnt, lebten unterhalb der beiden Klassen Sklaven und ihre Kinder. Ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung schwankte zwischen 15 und 25%. Nach Auffassung der Tlingit gehörten sie nicht zur menschlichen Gemeinschaft, sondern stellten Sachgüter dar und waren somit eine Quelle von Prestige. Gelegentlich liess ein Chef bei einer Begräbnisfeier einen Sklaven töten, um mit seinem Reichtum zu protzen, oder er liess einen Sklaven frei; beide

⁴ Ich stütze mich im folgenden auf meine Ausführungen in BRUGGMANN und GERBER (1987) sowie auf Frederica DE LAGUNA «Tlingit», in: SUTTLES (1990: 203-228).

Handlungsweisen erhöhten sein soziales Ansehen. Daneben erfüllten Sklaven eine ökonomische Funktion als Arbeitskräfte und als Tauschgüter. Sie hatten die niedrigsten Arbeiten zu verrichten und lebten meist von den Resten. Da es sich in der Mehrzahl um Frauen und Kinder handelte, überstieg der Ertrag ihrer Arbeit jedoch kaum den Aufwand. Es schien sich für die Adelsklasse dennoch zu lohnen, Sklaven zu halten. In Notzeiten verkaufte man sie gegen Nahrungsmittel oder liess sie als erste ohne Nahrung.

Die meisten Sklaven waren Menschen, die bei Kriegszügen aus ihren Dörfern verschleppt und dann versklavt wurden. Um ihre Flucht zu verunmöglichen, wurden sie an entfernte Völker verkauft, meistens jedoch gegen andere Sklaven getauscht. Ihre hohe Sterblichkeit war oft Anlass für einen erneuten Kriegszug.

Die Kriege wurden äusserst brutal und mit der eindeutigen Absicht geführt, entweder neue Fisch- und Jagdgründe zu erobern oder Güter und vor allem Sklaven zu erbeuten. Zudem waren Blutrache und Fehden weit verbreitet. Den getöteten Männern schlug man die Köpfe ab, um sie als Trophäen öffentlich auszustellen, Frauen und Kinder wurden versklavt. Bei Rachefeldzügen machte man auch vor der Ausrottung ganzer Dörfer nicht halt.

Die Krieger waren meist niederrangige junge Männer aus der Adelsklasse, die ihre Tätigkeit im Herbst nach der Fischfangsaison ausübten. Sie waren gut trainiert, grausam und in listenreicher Kampftaktik erfahren. Schon in der Erziehung der Knaben wurde auf körperliche Fitness, Härte, Gehorsam sowie grösste Selbstdisziplin Wert gelegt.

Gelegentlich schloss man Frieden; mit dem Austausch von Prestigegütern wurde Wiedergutmachung geleistet. Das genügte aber meistens nicht; die beiden Konfliktparteien rechnete sich gegenseitig die Anzahl Toten vor. Dabei wurde nicht bloss ein Leben dem andern gleichgesetzt, denn ein getöteter Chef wog mehrere Leben von Gemeinen. Die Partei mit der insgesamt grösseren Zahl an «getöteten Leben» verlangte deshalb den Ausgleich dieser Bilanz. Der Klan-Chef der andern Partei musste unter seinen eigenen Leuten diejenigen auswählen, die getötet werden sollten, um die Schuld zu begleichen.

Dass die Tlingit sich nicht als *ein* Volk verstanden, zeigt sich auch darin, dass zwischen den einzelnen Regionalgemeinschaften Kriege vorkamen, und zwar umso häufiger, je weiter entfernt man von einander wohnte. Mit benachbarten Dörfern hingegen war man ja oft durch Heiratsschlüsse verbunden.

An der ganzen Nordwestküste herrschte ein permanenter Kriegszustand. Besonders gefürchtet waren die Haida, die sowohl in die Gebiete der Südlichen Tlingit, der Coast-Tsimshian und bis hinunter zu den Coast-Salish Raubzüge durchführten. Das kriegerische Verhalten und die hierarchische Sozialordnung verdeutlichen, dass auch hier die Sozialethik fehlt, die wir so gerne den indianischen Genen zuschreiben. Bei den kriegerischen Unternehmungen von Indianern handelte es sich keineswegs nur um «sportliche Mutproben» oder gar um bloss «Spiele», wie sie in der Literatur oftmals verharmlosend bezeichnet werden. Aber auch heutige indianische Autoren oder Repräsentanten neigen zusehends dazu, diese kriegerische Tradition in voreuropäischer Zeit zu übergehen oder gar zu leugnen.

Die Hopi

Nun stellt sich die Frage, ob denn wenigstens die Hopi das Bild des friedliebenden, nicht-aggressiven Indianers bestätigen würde? Um es vorwegzunehmen, die Antwort wird uns nicht befriedigen. Zwischenmenschliches Verhalten ist zu differenziert, als dass sich eine ganze Volksgruppe mit solchen Stereotypen einordnen lässt. Ein paar Informationen über die Hopi soll diese Relativierung illustrieren⁵.

Beginnen wir mit dem Namen «Hopi». In der Tat bedeutet das Wort «Hopi» soviel wie «friedlich, gut, weise». Mit diesem Begriff haben sich die Hopi jedoch bis zur Jahrhundertwende nicht selbst bezeichnet. Sie gebrauchten nur den jeweiligen Namen ihres Dorfes; selten verwendeten sie für die Gesamtheit aller Hopi den Begriff «Mokwi», das Ahlen-Volk. In ihrem Zwillingmythos wird erzählt, dass ein Gabelbock, der vom Zwillingknaben geschossen worden war, ihm vor seinem Ableben riet, aus einem Knochen eine Ahle zu fertigen. Mit dieser Knochenahle könnten er und seine Schwester aus seiner Haut sich neue Kleider nähen. Der Knabe solle das «Mokwi», die Ahle, immer am Hals tragen. Als Mokwi, als Ahlen-Volk, waren die Hopi vor allem auch bei diversen Nachbarvölkern bekannt.

Als im Laufe der Zeit immer mehr Weisse ins Gebiet kamen, die entweder spanisch oder englisch sprachen, wurde die Aussprache von Mokwi zum Teil so verfälscht, dass unter anderem auch «Mókii» gesagt wurde, woran sich die Hopi störten. Denn «mókii» bedeutet in der Hopi-Sprache «er stirbt, er ist tot». Der amerikanische Ethnologe Walter Fewkes, der um die Jahrhundertwende bei den Hopi Feldforschungen betrieb, erkannte ihr Missfallen und schlug vor, sie gemäss ihrer Selbsteinschätzung als Hopi zu bezeichnen, was ihnen gefiel. Als sesshafte Bauern verhielten sich die Hopi zu jener Zeit etwas friedlicher als die zum Teil nomadisierenden Apache, Ute oder Navajo, die ihnen immer wieder den Lebensraum streitig machten.

Fremdbezeichnungen sind recht häufig, beispielsweise der Name «Sioux», was eine Verballhornung eines Ojibwa-Wortes ist, das «kleine Schlangen» bedeutet. Die Sioux selbst bezeichnen sich aber lieber als Lakota, was «Freunde, Verbündete» heisst. In der heutigen Zeit, in der indigene Völker vermehrt ein neues Selbstbewusstsein entwickeln, beginnen sie auch Fremdbezeichnungen abzulehnen, die wenig schmeichelhaft sind, wie eben Sioux. Dafür verwenden sie wieder ursprüngliche Bezeichnungen, die in der Regel «Menschen oder das Volk» bedeuten.

⁵ Im folgenden stütze ich mich u.a. auf EGGAN (1973), RUSHFORTH und UPHAM (1992), WATERS (1980); in ORTIZ (1979) konsultierte ich die Beiträge von Marc SIMMONS «History of Pueblo-Spanish relations to 1821» und «History of the Pueblos since 1821», Joe S. SANDO «The Pueblo revolt», J.O. BREW «Hopi prehistory and history to 1850», Frederick J. DOCKSTADER «Hopi history, 1850-1940», John C. CONNELLY «Hopi social organization» und weitere Beiträge über die Hopi im selben Band des *Handbook of North American Indians*.

Die Hopi werden wohl keinen Grund haben, ihre Fremdbezeichnung zu ändern, denn als Friedliche bezeichnet zu werden, bringt einiges Prestige.

Die Hopi waren aber nicht nur friedliebende Menschen, wie andere Völker auch, sondern hatten durchaus ihre weniger harmonischen Seiten. In jedem Dorf gab es neben dem Dorf-Chef, dem «Kikmongwi», auch den Kriegs-Chef, den «Qaletamongwi». Der Dorf-Chef leitete und leitet heute noch als höchster Priester die wichtigsten Zeremonien und war früher für das friedliche Zusammenleben im Dorf verantwortlich; der Kriegs-Chef hatte die interne Sozialordnung durchzusetzen, die Kriegszüge und die Verteidigung des Dorfes zu organisieren. Die letzte Aufgabe war insofern nötig, als zwischen den Dörfern erwiesenermassen schon vor der Ankunft der Weissen Konflikte herrschten. Von der kriegerischen Tradition zeugen nicht zuletzt die teilweise vorhandenen Befestigungsanlagen und die Häuser ohne Türen und Fenster, die aber Einstiegslucken im Flachdach aufweisen. Die Ansiedlung auf einer Mesa, einem Tafelberg, war eine zusätzliche Verteidigungsmassnahme.

Die Kampfkraft der Hopi und anderer Pueblo-Völker war von so grosser Überzeugungskraft, dass die Spanier diese Völker gerne als ihre Verbündete gesehen hätten. Vorerst mussten die Spanier allerdings beim sogenannten Pueblo-Aufstand von 1680 das Feld räumen, als die westlichen und östlichen Pueblo-Völker in einer gemeinsamen Aktion das koloniale Joch abschüttelten. Diese Allianz aller Pueblo-Völker blieb nicht lange bestehen, die Spanier kamen nach zwölf Jahren zurück und unterwarfen fast sämtliche Pueblo-Völker, mit Ausnahme der Hopi.

Beim besagten Aufstand zeigten sich die Hopi nicht zimperlich; sie töteten die fünf franziskanischen Priester, die in ihren Dörfern gewirkt hatten. Als bei der Rückkehr der Spanier die Franziskaner im Hopi-Dorf Awatovi wieder akzeptiert wurden, beschlossen die Hopi-Chefs von Oraibi, Walpi, Shongopovi und Mishongnovi, das 800 Seelen-Dorf zu zerstören. Es war ein eigentliches Massaker, das in einer Novembere Nacht des Jahres 1700 stattfand: Alle Männer und alle getauften Frauen und Kinder wurden getötet; einige Opfer wurden zuerst gefoltert, andere zerstückelt, die überlebenden Frauen und Kinder auf die Dörfer der Mörder verteilt. Das Dorf brannte nieder und wurde anderntags vollständig geschleift.

Die Hopi rechneten damit, dass die Spanier diese Tat nicht ungesühnt lassen würden, und in der Tat versuchten die Spanier mehrere Male, die Hopi mit Strafexpeditionen in die Knie zu zwingen; dies gelang ihnen aber nicht. Von keiner «edlen» Seite zeigten sich die Hopi nochmals 1716 bei der Belagerung der ersten Mesa durch die Spanier: In Hano, dem dritten Dorf auf der ersten Mesa, lebten keine Hopi, sondern Tewa, die Ende des 17. Jahrhunderts vor der spanischen Wiederoberung geflohen waren und im Frühjahr 1701 von den Hopi mehr oder weniger freundlich als Flüchtlinge aufgenommen wurden. Die Tewa hatten sozusagen als Schutzschild den Zugang zur Mesa zu verteidigen. Um die Belagerung zu beenden, machten die Chefs der Hopi-Dörfer Walpi und Sichomovi den Spaniern den Vorschlag, sie könnten bei ihrem Abzug die Bevölkerung von Hano gleich mitnehmen. Die Tewa wehrten sich auch in diesem Falle erfolgreich und

entgingen so dem Schicksal, erneut unter das koloniale Joch der Spanier zu geraten.

Diese Schilderung verdeutlicht den Zwiespalt zwischen Ideologie und gelebter Wirklichkeit. Wie Frank WATERS (1980: 12) festhält, waren die Hopi immerzu bestrebt, einem kosmischen Schöpfungsplan zu folgen, um die Harmonie mit allen Lebewesen, ob Fauna oder Flora, zu erreichen und zu bewahren. Dieser religiöse Idealismus der Hopi stand aber schon immer im Gegensatz zur Realität, wie sogar ihre Mythen erzählen. In den Wanderungsmythen, in denen die Herkunft der Hopi erklärt wird, ist das Grundmotiv ein steter Konflikt zwischen zwei Brüdern desselben Klans oder zwischen den Chefs zweier Klane. Der Konflikt endete jeweils mit der Schaffung eines zweiten Klans oder der Trennung des einen Klans vom andern. So sind denn auch alle Dörfer der Hopi aus Konflikten entstanden, indem eine Teil der Bevölkerung eines Dorfes auszog und ein neues Dorf gründete. Ohne näher auf die Geschichte einzugehen, sei hier erwähnt, dass auch die beiden jüngsten Dörfer, Hotevilla und Bacabi, anfangs des 20. Jahrhunderts nach heftigen Konflikten entstanden sind.

Die keineswegs konfliktfreie Hopi-Gesellschaft ist nicht zuletzt in der Sozialordnung sichtbar. Einflussreiche amerikanische Ethnologen wie Fred EGGAN oder Mischa TITIEV haben mit ihren Studien in der ersten Hälfte des Jahrhunderts zwar das Bild einer egalitären Gemeinschaft gezeichnet, worauf sich sowohl populäre Schriften wie auch die Hopi selbst berufen. Neueste Studien von Scott RUSHFORTH und Steadman UPHAM weisen hingegen eine deutliche soziale Schichtung in zwei Klassen nach. Aufgrund einer kritischen Analyse alter Quellen und der Methodologie ihrer berühmten Kollegen stellen die beiden Autoren fest, dass schon seit präkolumbischer Zeit eine ökonomisch begründete soziale Schichtung existiert haben musste, die bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts nachgewiesen werden kann.

Diese Schichtung der Pueblo-Völker scheint mit der Intensivierung der Landwirtschaft zusammenzuhängen, als die Hopi zur Terrassierung ihrer Felder übergingen. Einerseits verlangte dies eine Arbeitsorganisation über die Kernfamilie hinaus und andererseits führte diese Landwirtschaft zu einer Überschussproduktion, die wiederum die Anhäufung von Gütern in der Hand weniger Individuen ermöglichte.

Um den Rang innerhalb der Hopi-Klassengesellschaft zu verbessern, hatte ein Mann sein persönliches Ansehen und somit seinen politischen Einfluss zu steigern. Mit der Arbeit auf den Maisfeldern liess sich kein Prestige holen, hingegen mit Beute und kriegerischer Tapferkeit, was sich zur wichtigsten Motivation für Kriege entwickelte. Als jüngerer Mann war man deshalb Mitglied der Krieger-Gesellschaft. Diese führte im Dorf alljährlich nach der Ernte im Herbst eine spezielle Zeremonie durch, an der eine Kriegsmedizin präpariert wurde und ein öffentlicher Tanz stattfand; danach ging man auf den Kriegspfad.

Die Oberschicht legitimierte ihren Anspruch auf politische Autorität und auf das Recht, Zeremonien zu leiten, damit, dass sie über geheime rituelle Kenntnisse verfügte. Da die einzelnen Zeremonien und die dazugehörigen Kenntnisse in den Verantwortungsreich einzelner Klane gehörten, gab es öfters Konflikte

darüber, welcher Klan den Anspruch auf die prestigeträchtigsten Zeremonien besser begründen konnte. Dies löste oft endlose religiöse Dispute aus. Zudem forderten einige Zeremonien die Zusammenarbeit verschiedener Klane, was die Lösung der Konflikte auch nicht vereinfachte.

Die Dörfer waren untereinander ebenfalls hierarchisch gegliedert; Oraibi galt als Hauptort aller Hopi. Jede Mesa hatte ein sogenanntes Mutterdorf, wo die wichtigsten Zeremonien durchgeführt wurden. Auf der ersten Mesa war dies Walpi, während das zweite Dorf Sichomovi sich in einer fast kolonialen Abhängigkeit befand, da es als menschliche Ressource diente: Weil gewisse Zeremonien in Walpi auf genügend Personal angewiesen waren, rekrutierte man einige Einwohner aus Sichomovi. Diese wurden zwar in die Zeremonien integriert, doch wurde dafür gesorgt, dass sie nicht zuviele zeremoniale Rechte und Statuspositionen erhielten.

Den Tewa im dritten Dorf Hano wurde, wie erwähnt, die Aufgabe übertragen, die Mesa vor Angreifern zu schützen. In der heutigen Ausdrucksweise der Hopi von Walpi überliess man den Tewa die «prestigelosen Statuspositionen der Krieger», was mit der verstärkten Ideologie der Friedfertigkeit der Hopi übereinstimme.

Schlussfolgerung

Ein kurzer Blick in die ethnologische Literatur über Aggression, Gewalt, Krieg und Frieden⁶ zeigt, dass die drei ethnographischen Beispiele einem verbreiteten Muster entsprechen:

- Kleine halbnomadische Gemeinschaften von Wildbeutern, wie die Newe, die Westlichen Shoshone, haben eine einfache, egalitäre Sozialordnung mit nur temporären Chefpositionen. Sie kennen bei einer ökologisch bedingten geringen Bevölkerungsdichte wie alle Menschen Aggressionen und Gewalt, tödliche Konflikte sind aber selten und Kriege kommen nicht vor.
- Mittelmässige sesshafte Wildbeuter-Gemeinschaften mit Überschuss-Ökonomie wie die Tlingit können

komplexere Sozialordnungen mit vererbten Chefpositionen entwickeln. Bei ihnen sind Kriege auf Beute und territoriale Gewinne ausgerichtet; gleichzeitig tragen sie vermutlich zur Verminderung der internen Konflikte bei, zumal die Hierarchisierung der Gesellschaft einen dauernden Konfliktherd darstellt.

- Mittelmässige sesshafte Gartenbau-Gemeinschaften mit Überschuss-Ökonomie wie die präkolumbischen Hopi neigen ebenfalls zu Hierarchisierung und zum Export interner Konflikte nach aussen, allerdings ohne die Absicht, Territorien zu erobern.

Aus dieser Zusammenfassung lassen sich folgende günstige Voraussetzungen für ein friedliches Miteinander innerhalb einer Gesellschaft und zwischen Gesellschaften ableiten:

- eine überschaubare Grösse der Population,
- eine geringe Bevölkerungsdichte,
- eine relativ egalitäre Sozialordnung,
- eine prestigemässig ausgeglichene ökonomische Rollenverteilung von Mann und Frau,
- zeitlich begrenzte und rotierende Chefpositionen.

Die einzigen «edlen Wilden» wären nach dieser Schlussfolgerung die Newe und ähnliche Wildbeuter-Gemeinschaften und nicht etwa die agrarischen Hopi. Auch wenn wir uns ein Leben in überschaubaren Gemeinschaften mit geringen Differenzen im ökonomischen und sozialen Bereich kaum mehr vorstellen können, müssen wir meines Erachtens dennoch zur Kenntnis nehmen, dass eine solch egalitäre Gemeinschaft kaum zu grösseren Konflikten neigt. Hingegen weisen Gesellschaften mit hierarchisierten Menschen ein höheres Konfliktpotential auf, zumal es sich bei den Auseinandersetzungen in der Regel um den Zugang und die Verteilung begrenzter Ressourcen handelt.

⁶ Vgl. u.a. BOHANNAN (ed.) (1967), COSER (1965), SCHÖPPL v. SONNWARDEN (1984), TURNER *et al.* (1989).

Bibliographie

BOHANNAN Paul (ed.)

1967 *Law & Warfare: studies in the anthropology of conflict*.- Austin: University of Texas Press.

BRUGGMANN Maximilien und Peter R. GERBER

1987 *Indianer der Nordwestküste*.- Zürich: U. Bär Verlag.

BUSCHENREITER Alexander

1983 *Unser Ende ist euer Untergang: die Botschaft der Hopi und anderer US-Indianer an die Welt*.- Düsseldorf: Econ Verlag.

COSER Lewis A.

1965 *Theorie der sozialer Konflikte* (1956).- Neuwied am Rhein und Berlin: Luchterhand.

d'AZEVEDO Warren L. (vol. ed.)

1986 *Great Basin*.- Washington: Smithsonian Institution. (Vol. 11 des *Handbook of North American Indians*)

EGGAN Fred

1973 *Social organization of the Western Pueblos* (1950).- Chicago: The University of Chicago Press.

HÜBEL Susanne

1995 *Western Shoshone: ein vergessenes Volk – vom Untergang bedroht*.- Wyk auf Föhr: Verlag für Amerikanistik.

ORTIZ Alfonso (vol. ed.)

1979 *Southwest*.- Washington: Smithsonian institution. (Vol. 9 des *Handbook of North American Indians*)

RUSHFORTH Scott und Steadman UPHAM

1992 *A Hopi social history: anthropological perspectives on sociocultural persistence and change*.- Austin: University of Texas Press.

SCHÖPPL v. SONNWARDEN Herman

1984 *Indianische Kriegsführung in den Plains und östlichen Waldgebieten Nordamerikas*.- Wyk auf Föhr: Verlag für Amerikanistik.

STURTEVANT William C. (ed.)

1978ff. *Handbook of North American Indians*.- Washington: Smithsonian Institution Press.

SUTTLES Wayne (vol. ed.)

1990 *Northwest Coast*.- Washington: Smithsonian Institution. (Vol. 7 des *Handbook of North American Indians*)

TITIEV Mischa

1944 *Old Oraibi: a study of the Hopi Indians of third mesa*.- Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology Papers (Cambridge, Mass.) 22.

TURNER Paul R. und David PITT [et al.] (eds.)

1989 *The anthropology of war & peace: perspectives on the nuclear age*.- Ganby, Mass.: Bergin & Garvey publishers.

WALDMAN Carl

1985 *Atlas of North American Indian*.- New York: Facts on File. [Maps and illustrations by Molly Braun]

WATERS Frank

1980 *Das Buch der Hopi: nach den Berichten der Stammesältesten aufgezeichnet von Kacha Hónaw (Weisser Bär) (1963)*.- Düsseldorf: Eugen Diederichs Verlag.**Résumé**

Face aux nombreuses guerres dans le monde, nous recherchons souvent de nouvelles formes de résolution des conflits dans d'autres cultures. L'article montre par trois exemples que «l'Indien américain» n'est probablement pas qualifié pour nous enseigner à résoudre les conflits. Des pêcheurs sédentaires et des cueilleurs avec une économie de surplus comme les Tlingit aussi bien que les «pacifiques» Hopi horticulteurs avaient des structures sociales hiérarchiques et tendaient à exporter les tensions internes par la guerre. Seuls de rares cueilleurs semi-sédentaires comme les Shoshone occidentaux avaient une structure sociale égalitaire, ce qui n'allait pas sans conflits sanglants malgré l'absence de guerre.

Summary

In the face of the many wars in the world, we look very often for new forms of conflict-solving at other cultures to find any positive example. The article illustrates with three examples, that the «American Indian» is probably not qualified to teach us how to solve conflicts. Sedentary fishermen and food-gatherers with a surplus-economy like the Tlingit as well as the horticultural «peaceful» Hopi had hierarchical social structures and tended to export internal tensions and therefore to wars. Only small semi-sedentary food-gatherers like the Western Shoshone had an egalitarian social structure, which was not without deadly conflicts but had no wars.

